

zum Autobiographischen trifft auch für ihre späteren, bei S. Fischer verlegten Werke zu: In dem 1962 publizierten Buch *Das Kästchen. Die Geheimnisse einer Kindheit*, Zuckmayers Lieblingsbuch und beinahe ein Bestseller, geht die Autorin in ihre Wiener Kinderjahre zurück. Aus konsequent kindlicher Perspektive erzählt, entstehen wie von selbst Analogien zwischen der zum Teil bedrückenden Verworfenheit, aber auch pittoresken Vielfalt der Lebensumstände des kleinen Mädchens und dem Ende der Habsburgermonarchie. Im Mittelpunkt ihres dritten Buchs *Das Scheusal. Die Geschichte einer sonderbaren Erbschaft* (1972) steht „Mucki“, das „gelbe Scheusal unter dem Klavier“²⁰, unveräußerlicher Bestandteil der Erbschaft ihrer Tante und untrennbar mit den einzelnen Stationen ihrer Flucht vor den Nazis verknüpft. Die kuriosen Ereignisse um den altersschwachen blinden Hund stehen in groteskem, jedoch erheiterndem Kontrast zur existentiellen Gefährdung der Familie Zuckmayer.

1979, zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes, erschien ihr letztes Werk *Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen*, auf das Zuckmayer bereits zu Silvester 1973 in Saas-Fee sein Glas erhob und sagte: „Jobs, auf die ‚Fraudaktor‘“.²¹ Wäre es nach Dorothy Thompson gegangen, hätte das Buch eine Biographie über Eugenie Schwarzwald werden sollen. Es wurde aber, wie Thompson kritisch anmerkt, „immer wieder eine Selbstbiographie“²², womit sie der Autorin freilich nicht gerecht wird. Vielmehr handelt es sich um eine Biographie mit autobiographischen Zügen, die sich schon allein aus der Tatsache ergeben, dass die Verfasserin Zeitzeugin dieses außergewöhnlichen Schulprojekts war. Der Titel des Buchs gibt ein Zitat jenes Beamten der vorgesetzten Schulbehörde wieder, der die Entlassung des 26-jährigen Oskar Kokoschka, des Zeichenlehrers von Alice von Herdan, mit dem Satz „Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen“²³ begründete.

In ihren vier Büchern fokussiert Alice Herdan-Zuckmayer vier unterschiedliche Abschnitte ihres Lebens. Dabei gelingt ihr ein berührendes, lebensvolles Amalgam mit autobiographischen, biographischen und memoirenhaften Zügen. Ihre Werke sind nicht nur Zeugnis ihrer individuellen Lebensgeschichte, enthalten nicht nur biographische Vignetten von Zeitgenossen, sondern tragen auch die Spuren des Jahrhunderts.

20 Alice Herdan-Zuckmayer: *Das Scheusal. Die Geschichte einer sonderbaren Erbschaft*. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1972, S. 41.

21 Carl Zuckmayer, zit. n. Heiskanen (Anm. 1), S. 97.

22 Renate Wagner: *Heimat bist du großer Töchter. Österreicherinnen im Laufe der Jahrhunderte*. Wien: Österreichische Staatsdruckerei 1992, S. 205–211, hier S. 206.

23 Herdan-Zuckmayer (Anm. 7), S. 47.

„Horen der Freundschaft“. Carl Zuckmayer und Stefan Zweig

In seinem Text *Did you know Stefan Zweig?* (1942) rekapituliert Carl Zuckmayer wenige Tage nach dessen Selbstmord die Geschichte seiner langen Freundschaft mit dem Autor der *Schachnovelle* und der *Welt von Gestern*. Alles hatte in Henndorf am Wallersee bei Salzburg begonnen, wo sich Zuckmayer 1926 ein Landhaus gekauft und einen prominenten Freundeskreis aufgebaut hatte. Dazu gehörte von Anfang an regelmäßig auch Stefan Zweig.

Die Affinität zwischen zwei der erfolgreichsten Autoren ihrer Zeit hat zunächst mit der gemeinsamen Liebe zum Theater und mit der Nähe zu den Salzburger Festspielen zu tun. Zuckmayer macht sich mit Stücken wie *Der fröhliche Weinberg* (1925) und *Der Hauptmann von Köpenick* (1931) einen Namen und avanciert zum meistgespielten Dramatiker der Weimarer Republik. Auch für Zweig ist das Schreiben für das Theater extrem wichtig. Im Laufe von 25 Jahren verfasst er nicht weniger als ein Dutzend Stücke, darunter zwei Komödien und ein Libretto. Zweig schätzt das Theater als Gattung wegen der Popularität bzw. des sozialen Prestiges, die damit verbunden sind, sowie wegen der Publikumswirksamkeit. An großen Theaterhäusern wie etwa dem Burgtheater gespielt zu werden, garantiert große Anerkennung und ein ebenso großes Einkommen. Man bedenke, dass sich Carl Zuckmayer die sogenannte „Wiesmühl“ in Henndorf allein mit den Tantiemen eines einzigen Stückes kaufen konnte. Heutzutage werden die Stücke von Zweig mit Ausnahme des *Volpone* (1925/26) kaum gespielt. Zu Lebzeiten war er jedoch ein sehr erfolgreicher Autor. In der Zeit, in der seine Stücke an drei Theaterhäusern gleichzeitig Premiere hatten, wie es etwa bei *Das Lamm des Armen* (1929) der Fall war, konnte er sich durchaus mit Zuckmayer vergleichen.

Neben der gemeinsamen Begeisterung für das Theater ist es auch die gegenseitige Wertschätzung der beiden als Künstler, die als Kitt für die Freundschaft funktioniert. So schreibt Zuckmayer zum Beispiel in einem unveröffentlichten Brief vom 14. März 1931 an Zweig, er habe sein neuestes Buch *Die Heilung durch den Geist* (1931) „wie eine Indianergeschichte gefressen“. Er habe „[b]esonders Messmer [sic] und Baker [genossen], die die Phantasie mächtig nähren, obwohl



Carl Zuckmayer (2. von links) und Stefan Zweig (rechts), 1932, bei einer Silvesterfeier in den Salzburger „Makartstuben“

Freud noch mehr in die Tiefe geht.“¹ Dass seine Bücher so spannend waren wie die Geschichten von Karl May, war für Zweig zweifellos ein großes Kompliment.

Neben den literarischen Qualitäten sind es auch menschliche Eigenschaften wie Hilfsbereitschaft oder Großzügigkeit, die Zuckmayer an Zweig bewundert. In seinen Erinnerungen zeigt er sich sehr dankbar für den Kachelofen oder für die beiden Spaniels, die er bei seiner Niederlassung in Henndorf von Stefan Zweig geschenkt bekommen hatte. Überhaupt verkörpere Zweig für ihn den „Genius der Freundschaft“ (Richard Friedenthal), weil dieser immer bereit war, junge oder noch nicht arrivierte Schriftstellerkollegen mit Ratschlägen oder Empfehlungen zu unterstützen. Der Stellenwert der Freundschaft kann für beide nicht hoch genug eingeschätzt werden. In seiner Biographie erklärt Zuckmayer, dass Freundschaft für ihn zu den höchsten Glücksmöglichkeiten zähle. Seinerseits verbringt Zweig seinen fünfzigsten Geburtstag lieber mit seinem Lieblingsfreund Zuckmayer in einem vornehmen Restaurant in München als im Umkreis der Familie. Dem Freund gegenüber kann er sich öffnen und ihm seine Probleme mit dem Altern oder seine Ängste über den Verlust der künstlerischen Produktivität anvertrauen. Ein solches Vertrauensverhältnis zeugt von einem hohen Grad an Nähe und Intimität zwischen den beiden.

1 Zweig Collection, Daniel A. Reed Library, Fredonia (New York).



Stefan Zweig



Maroine Dib, „Carl Zuckmayer & Stefan Zweig“



Haus Wiesmühl, Henndorf bei Salzburg, Ansichtskarte, 19. August 1930



Tenerife, Costa del Nord, Ansichtskarte, 25. April 1930



Was Zuckmayer und Zweig zusätzlich miteinander verband, waren nicht zuletzt die gemeinsamen Freundschaften. Viele Mitglieder des sogenannten „Henndorfer Kreises“ – darunter Emil Jannings, Alexander Lernet-Holenia oder Arturo Toscanini, um nur einige Namen zu nennen – waren zugleich gute Freunde von Stefan Zweig. Sie bildeten den Mikrokosmos des geistigen Europa, von dem Zweig sein Leben lang träumte. Wollte Zweig in seiner Villa auf dem Kapuzinerberg ein „europäisches Haus“² einrichten, mit Gästen aus vielen europäischen Nationen, die sich zum Kosmopolitismus und Pazifismus bekannten, so konnte er den gleichen offenen und toleranten Geist in Zuckmayers Wiesmühl unschwer wiederfinden, zum Teil von den gleichen Menschen vertreten. Für die Interaktion zwischen dem Henndorfer Kreis und den Netzwerken um Stefan Zweig könnte man mehrere Beispiele bringen. Der gleiche Emil Jannings, der Professor Unrat im Film *Der blaue Engel* an der Seite von Marlene Dietrich spielte, ist auch mit Stefan Zweig gut befreundet. Nach dem Tod von Hugo von Hofmannsthal interveniert er etwa bei Max Reinhardt dafür, dass Zweigs *Volpone* bei den Festspielen oder in Berlin inszeniert wird, um selbst die Hauptrolle im Stück spielen zu können, jedoch bleibt seine Anfrage ohne Erfolg. Max Reinhardt, der ebenfalls zum engen Freundeskreis von Zuckmayer gehörte, lädt zwar Stefan Zweig dazu ein, Vorschläge für Aufführungen bei den Festspielen einzureichen, zu einer Zusammenarbeit in Salzburg oder auch in Berlin kommt es aber nie. Man kann mit gutem Grund davon ausgehen, dass nicht nur Hugo von Hofmannsthal gegen das Mitwirken von Zweig bei den Festspielen war, wie Max Reinhardt gegenüber Friderike von Winternitz einmal behauptet hat, sondern auch dieser selbst.

Zuckmayer und Zweig sind beide große Bewunderer von Arturo Toscanini, der als Dirigent in Salzburg den sogenannten „italienischen Kurs“ der Festspiele einleitet. Dank dem „Maestro“ besucht Zweig nach einer langen Phase der Entfremdung wieder die Proben der Aufführungen, etwa zum *Fidelio*; anstatt wie gewöhnlich aus Salzburg zu flüchten, geht er wieder ins Festspielhaus und begeistert sich etwa für Verdis *Falstaff*. Auch lädt er den renommierten Dirigenten zu sich nach Hause (wovon ein berühmtes Foto zeugt, das ihn dort zusammen mit Toscanini und Bruno Walter verewigt) und verfasst ein bekanntes Porträt des Dirigenten. Anlässlich dessen siebzigsten Geburtstags im Jahre 1937 wünscht sich Zweig die Umbenennung des Mozarteums oder des heutigen Hauses für Mozart nach dem Maestro. Als der italienische Dirigent 1937 von Salzburg Abschied nimmt,

2 Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Hg. v. Knut Beck. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1982 (= Gesammelte Werke in Einzelbänden), S. 394.

folgt ihm Zweig in die Schweiz, nach Luzern, wo alternative Festspiele entstehen sollten. Anschließend begleitet Zweig Toscanini nach New York, als dieser im gleichen Jahr aufgrund seiner Gegnerschaft zu Hitler und Mussolini in die USA auswandert.

Als Hommage an Toscanini ist von Seiten Zuckmayers eine köstliche Beschreibung des Maestro als Nachtschwärmer überliefert. In seinen Erinnerungen berichtet Zuckmayer, dass man nach den Konzerten von Bruno Walter und Toscanini in Max Reinhardts Schloss Leopoldskron bis in die frühen Morgenstunden saß und unbeschwert feierte. Danach war es üblich, so Zuckmayer weiter, am Salzburger Bahnhof mit Bier und Gulasch zu frühstücken, um schließlich nach Henndorf zurückzufahren, wo man badete und wieder frühstückte: „Sehr erfreut [nach dem Baden] saß man dann bei Kaffee unter den Kastanien vor unserem Haus – und wer hat nicht alles da gegessen! Wollte man die Namen aufzählen, ergäbe das ein Literatur-, Musik- und Theaterkompendium aus zwei Jahrzehnten.“³

Nicht ohne Stolz stilisiert Zuckmayer hier die Wiesmühl zu einem wichtigen Zentrum der europäischen Literatur- und Kunstszene. Für einige Jahre avanciert sie im Sommer tatsächlich zu einer zweiten „Villa Europa“ und kann mit dem bekannten Domizil Zweigs am Kapuzinerberg konkurrieren. Wie Zweig wirkt auch Zuckmayer als „Katalysator“ für die Vertreter einer künstlerischen Elite, die sich am Kapuzinerberg die Klinke in die Hand gibt. Er besitzt die gleichen Gaben als Netzwerker und raffinierter Gastgeber wie sein Salzburger Freund.

Bei den Festspielen wirkte auch die Tänzerin, Choreographin und Operngisseurin Margarethe Wallmann mit. In ihrer Biographie *Les balcons du ciel* erzählt sie von den angenehmen Stunden, die sie gemeinsam mit Carl Zuckmayer verbracht hatte.⁴ Häufig ist sie auch in der Villa am Kapuzinerberg bei Stefan Zweig zu Gast. Mit ihm konzipiert sie später ein Ballettprojekt, das allerdings nicht zustande kommt.

Ein weiterer gemeinsamer Freund ist Alexander Lernet-Holenia, der von St. Wolfgang wechselweise (mit dem Rad) Salzburg oder Henndorf erreicht. Zweig und Lernet-Holenia orientieren sich in ihrer Jugend an den gleichen literarischen Vorbildern (Hofmannsthal, Rilke) und am Anfang ihrer Freundschaft verfassen sie gemeinsam die Komödie *Quiproquo* (1928), später *Gelegenheit macht*

3 Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1997, S. 59.

4 Margarita [sic!] Wallmann: Les balcons du ciel. Paris: Éditions Robert Laffont 1976, S. 240.

Liebe genannt. Nachdem Zweig seine Zusammenarbeit mit Richard Strauss kündigt, empfiehlt er ihm Lernet-Holenia als seinen Nachfolger.

In seinen Erinnerungen an die Zeit in Henndorf berichtet Zuckmayer seinerseits, wie ihn das 1937 entstandene Gedicht von Lernet-Holenia *Die Weissagung des Teiresias* plötzlich aus seinem Dornröschenschlaf gerissen habe: „Ich lebte damals in der trottelhaften Vorstellung dahin, dass wir immer so weiter in der Henndorfer Wiesmühl herumsumpern würden [...]. Kein Mensch mit noch so vernünftigen Argumenten konnte mich davon überzeugen, dass das ‚unabhängige Österreich‘ mit seine Hahnenschwänz [sic] nicht ewig dauern werde [...].“⁵ Wir wissen, dass Zuckmayer erst im letzten Augenblick auf sehr dramatisch-groteske Art und Weise die Flucht aus Österreich gelingen wird. „Bei diesem Gedicht habe ich zum ersten Mal der Emigration ins entzündete Auge geschaut [...]“, bilanziert er dann im selben Brief.

Im Exil setzt Zweig seine erfolgreiche Karriere als Schriftsteller fort, während Zuckmayer nach eigener Aussage „schweigt“: „Ich konnte nicht schreiben. Der Krieg und das wachsende Unheil in unserer Heimat zersetzten die Phantasie.“⁶ Allerdings führen „das wachsende Unheil“ in Europa und die Depressionen Stefan Zweig zu einer tiefen persönlichen Krise und zum Freitod in der Nacht von 22. auf 23. Februar 1942. Wenige Tage danach, am 29. Februar, schreibt Zuckmayer an seinen Verleger Gottfried Bermann-Fischer: „Bei aller Distanz, die man zu seiner Erscheinung immer hatte – und über Niemanden habe ich so viel geulkt – aber herzlich geulkt, – wir waren doch mit tausendfältigen Fäden verknüpft.“⁷ Der Brief lässt sich parallel zu dem zur gleichen Zeit entstandenen Essay *Did you know Stefan Zweig?* lesen. Der letzte Satz des Briefes ist eine prägnante Beschreibung für die Intensität der Freundschaft zwischen Zuckmayer und Zweig. Die „tausendfältigen Fäden“, von denen hier die Rede ist, stehen für die von beiden geliebten Theaterstücke oder Bücher, für die Lebensideale und Utopien, für die sie zusammen ein Leben lang kämpften, für die zahlreichen gemeinsamen Freunde, aber auch für die tragischen Erfahrungen, die sie beide im Exil ertragen mussten.

5 Carl Zuckmayer an Alexander Lernet-Holenia, Brief vom 19. November 1965.

6 Carl Zuckmayer: *Did you know Stefan Zweig?* In: Ders.: *Aufruf zum Leben. Porträts und Zeugnisse aus bewegten Zeiten.* Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch 1982, S. 7–11.

7 Carl Zuckmayer 1896–1977. „Ich wollte nur Theater machen“. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs in Verbindung mit der Stadt Mainz und dem Land Rheinland-Pfalz im Schiller-Nationalmuseum Marbach und im Rathaus der Stadt Mainz. Hg. v. Gunther Nickel u. Ulrike Weiß. Stuttgart: Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 1996, S. 291f.

Henndorf, den 25. 8. 27

Lieber Herr Doktor Zweig!

Hier einen kleinen nachbarlichen Gruss und Dank. Das Gedicht von dem drei Eisehelligen scheint mir ganz leiblich, was andere ist mehr ein Spass. Was die Novellen anlangt, so ist aus Hühlein leider sehr ungleichwertig die Geschichten von der Geburt, von der Entenjagd, vom Tümpel und von den Schwärmen glaube ich immerhin vertreten zu können. – Momentan schreibe ich neue.

Ich hoffe wirklich sehr darauf, dass Sie in diesen Tagen noch herauskommen. Ich bin bis Dienstag den 30. abwärts hier. Leider muss ich dann schon wieder Berlin verlassen.

Es würde mich freuen, wenn Sie Lernet-Holenia mitbringen könnten, aber, wenn ich Sie recht verstanden habe, jetzt in Salzburg sein soll? Ein Telegramm oder ein Anruf im Gasthaus Meyr erreicht mich immer. Sonst sind Sie auch ungeläst herzlich willkommen.

Mit den schönsten Grüßen

und Empfehlung an Ihre Frau

Ihr sehr ergebener

Carl Zuckmayer

Carl Zuckmayer an Stefan Zweig, 25. August 1927

Diese „tausendfachen“ Verbindungen erscheinen Zuckmayer viel stärker als die Differenzen „in der Erscheinung“, die er nebenbei nennt. Obwohl Stefan Zweig in seinen letzten Monaten in Brasilien immer wieder vom einfachen Leben der Brasilianer schwärmte, kann man sich ihn, den „Großschriftsteller“ und weltgewandten Aristokraten, in der Tat schwer vorstellen, wie er eine Farm in Vermont betreibt so wie Zuckmayer während der Exiljahre. „Wenn man dran denkt,“ fährt Zuckmayer im Brief mit Blick auf den Selbstmord des Freundes fort, „kriegt man einen bitteren Geschmack im Munde und ein Gefühl, als ob man alles noch einmal verloren hätte.“ Zuckmayer vergleicht hier den Verlust des Freundes mit dem Verlust seiner Heimat und seines Publikums, überhaupt mit all dem, was ihm lieb und teuer war. Obwohl der Freitod des Weggefährten Entfremdung und Wurzellosigkeit im Exil noch verstärken, lässt sich Zuckmayer von dem „bitteren Geschmack“ nicht überwältigen. Er fasst den Entschluss, einen „Aufruf zum Leben“ zu schreiben, um die Geister der Verzweiflung zu bannen. Durch diesen „Aufruf des Mutes und der Bestimmung zum Leben“ hat er sich selbst und seiner Generation eine der prägnantesten Devisen für die Nachkriegszeit gegeben.



Ansichtskarte aus Kopenhagen, 22. Februar 1930

Aufruf zum Leben. Did you know Stefan Zweig?

Es war im frühen März, 1942, für uns noch tiefer Winter. Seit fast einem Jahr lebten wir nun auf der abgelegenen Farm, in den Vermonter Bergwäldern. Ich hatte in dieser Zeit die Farm nicht für einen Tag verlassen und die letzten paar Monate mit Schneeschaufeln, Holzspalten und Stallarbeit verbracht. Man war dann am Abend müde genug, um ohne Nachtgedanken in Schlaf zu fallen. Einmal in jeder Nacht mußte ich aufstehen und die Öfen nachheizen, damit uns das Wasser nicht einfro; der Tag begann um sechs Uhr früh, bei Kälte und Dunkelheit. Dafür lebten wir unabhängig vom literarischen Markt, als „Selbstversorger“.

Ich konnte nicht schreiben. Der Krieg und das wachsende Unheil in unserer Heimat zersetzten die Phantasie. In einem Krieg wird das Wort machtlos. Man macht ihn mit oder man schweigt. Den letzten hatte ich mitgemacht. In diesem schaufelte ich Mist.

Die Kriegslage war keineswegs ermutigend. Hitlers Armee, obwohl durch einen russischen Winter aufgehalten, stand vor Leningrad und tief in der Ukraine, stark genug, um im Sommer neu vorzubrechen: Niemand wußte, wie weit. Sie beherrschte ganz Europa und den Hauptteil Nordafrikas. London wurde gebombt. Niemand wußte, wie lange das auszuhalten wäre. Im Pazifik waren die Japaner überall im Vorteil. Australien und Indien schienen bedroht. Amerika befand sich im ersten Stadium der Aufrüstung. Niemand wußte, ob es nicht zu spät sei. Nur eins wußten wir: ein Sieg Hitlers würde vor keinem Ozean haltmachen. Er würde die Welt unterjochen, so wie er Europa, wie er Deutschland selber unterjocht und geknechtet hatte. Niemand, der die Freiheit liebte, würde das überleben.

Es war im frühen März, 1942, ein stürmischer Tag, die Wege von Schnee verweht, durch den man eine Meile weit sich einen Pfad trampeln mußte, um zur nächsten befahrbaren Straße zu gelangen. Mit Mühe hatte ich jemanden gefunden, der einen Tag und eine Nacht auf die Farm aufpassen würde. Es war unser erster Ausflug in diesem Winter, und wir freuten uns wie auf eine Weihnachtsbescherung: in der kleinen Universitätsstadt, nur ein bis zwei Stunden von hier, hatte Lotte Lehmann einen Liederabend angekündigt. Schubert und Schumann. „Dichterliebe“! Es war, wie wenn man nach Salzburg fahren würde! Seit Wochen hatten wir auf diesen Tag gewartet.